Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 6 (1911-1912)

Heft: 6

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Murri vor andern ihr diesen Charafter aufprägte und vom Volke die Neusgeburt der Kirche und der Frömmigkeit, vom niederen Klerus die Besserung erwartete, da zog sich Fogazzaro zurück. Für so reine Bewegungen, wie sie, allerdings nicht ohne Schärfe, die Azione democratica in Turin und die Battaglie d'oggi in Neapel vertreten, hatte er wenig übrig, vor allem wollte er ihren nur zu berechtigten Pessimismus gegenüber einer Reformfähigkeit der Kurie selbst nicht teilen.

So kommt es, daß Fogazzaros Name mit der trot aller gegenteiligen Anzeichen stets weiter um sich greisenden und an Tiese gewinnenden Resorms bewegung im Katholizismus nicht verknüpft sein wird. Er hat momentan dieser Renaissance tieser und edler katholischer Frömmigkeit einen starken Impuls gegeben. Dann aber die Leitung in andere Hände gelegt. Und die neue Zeit ist über ihn hinweggeschritten. Sein Andenken als einer der größten Italiener um die Jahrhundertwende bleibt darum nicht minder in Ehren.



Der Bug nach oben. Gine der beluftigendsten und der - traurigsten Erscheinungen in unserer eitlen und titelsüchtigen Zeit ist der Zug nach oben. Er ist Lehrer? Er nennt sich Professor. Er ist Buchdruder, Papierhändler? Er nennt sich Schriftsteller, Berleger? Nein, Journalist. Journalist? Nein, Redaktor. Nein, Chefredaktor, auch wenn er das ganze Blatt mit Schere und Leim alleine macht. Er ist Titular= oder Honorarprofessor? Nein, Hochschulprofessor an der Universität X. Und der durch diesen unliebsamen Konkurrenten geärgerte Sochschulprofessor nennt sich sofort "ordentlicher, öffentlicher Hochschulprofessor". Er ist Großrat? Nein, lieber Deputierter; es klingt verheißungsvoller. Er ist Orchestregeiger? Lieber sous-chef d'orchestre, weil er doch hie und da beim Tingeltangel den Tatt schlägt. Ich kannte einen Geiger, der im Juli seinen Jahresbedarf an Bistenkarten mit dem Ausdruck deckte: "Sologeiger des Leipziger Gewandhausorchesters". Im Juli spielt nämlich ein Biertel dieses Orchesters in eisnem Bade auf, und der Mann war als Hilfskraft für zwei Monate engagiert worden.

So wird der Arzt zum Spezialisten, der Pfarrer zum Theologen, die Lehrerin zur institutrice diplomée, der Notar zum Rechtsfonsulenten, der Bauer zum Landwirt, der Gärtner zum Agronomen und der Postbote zum homme de lettres. Zeder sucht nach

einem schöneren, selteneren Wort, jeder geht in der neuen Bezeichnung bis an die Grenze des irgend gesetzlich Erlaubten. Es ist ein Wettbewerb im Hinaufschrauben des Grades, und selbst bescheidene Leute machen wohl oder übel die Mode mit. Man will gerne alles mögliche sein, aber nur beiseibe nicht das, was man ist. Fürwahr, eine traurige Zeit, in der jeder den liebsten Nächsten über den eigenen wahren Wert so gründlich als möglich zu täuschen sucht, in der er sich des eigenen Standes schämt, statt auf ihn stolz zu sein. Wo das wohl noch hinaus will?

E. P.-L.

Organisierte Wohltätigkeit. Bon Zeit zu Zeit findet sich irgend ein Statistiker, der sämtliche bewertete Vermögen der Welt summiert, das Ergebnis mit der Bewohenerzahl der Erde dividiert und auf Grund dieser Rechnung nachweist, wie viel auf den einzelnen bei Verteilung des Mammons fallen würde. Auf Genauigkeit und Richtigkeit kann wohl keine dieser Statistiken Anspruch erheben. Und dennoch zeitigt die Ahnlichkeit der Resultare einen eigentümzlichen Schluß.

Raum hätte die Menschheit Nuten oder Freude aus dieser Verteilung — im Gegenzteil, Elend und bittere Armut würden ihrer warten. Nicht einmal das Existenzminimum würde dem einzelnen zuteil. Wir hätzten lauter Notleidende, und alle Mittel, Institutionen, die das Leben bequemer, abwechslungsreicher gestalten helsen, die das Leben über das tierische Vegetieren hinaus heben, würden uns sehlen.

Wäre es schade darum? Eine vielums ftrittene Frage. Nicht nur in der Kunst hat die Rückfehr zur Natur ihre Apostel. Aber unter diesen Aposteln gibt es viele, die sich diese Rückfehr per Automobil oder per Eisenbahn vorstellen. — Es gibt Millionen Menschen, die ohne tapezierte Wohnung, ohne Theater, Konzert, Buch, Bild leben. Ist das für diejenigen, denen das Schicksalles gewährte, das Ideal? Welches der beiden Lager würde, ohne zu zaudern, den Tausch mit dem andern eingehen?

Es läßt sich ein Schluß ziehen aus der Parallele zwischen dem Gesamtvermögen der Menschheit und ihrer Lebensweise. Die Menschheit lebt im allgemeinen besser als ihre Verhältnisse es gestatten, und dies ist nur eine Folge der mit so viel Wut befämpften Ungerechtigfeit in der Berteilung ber Güter. Wäre diese Ungerechtigkeit nicht vorhanden, so würde der Reiche nicht im Automobil sigen, — der Unbemittelte hin= gegen fönnte auch nicht auf dem Trottoir gehen und vom Juhee des Theaters aus seine Lieblinge applaudieren. Denn es gäbe fein Theater, nicht einmal eine gepflasterte Straße. Was auf den einzelnen entfallen würde, könnte nicht einmal zum Unentbehr= lichsten reichen.

Absolute, starre Gerechtigkeit taugt nicht zum täglichen Gebrauch der Menschheit, und auch wir sind nicht so konstruiert, um nach ihr leben zu können. So paradox es klingen mag: zur Entwicklung, zum Glück der Menschheit braucht es gewisse große Ungerechtigkeiten — ohne sie ist ein Borwärtsstreben ohne Opfer nicht möglich.

Aus dieser Erkenntnis resultiert mit besehlender Kraft: den Opfern dieser unsumgänglich notwendigen Ungerechtigkeiten muß geholsen werden. Die Wohltätigkeit ist eine Verpflichtung, die das Schicksal den Begünstigten auferlegte, da es sie in die Lage setze, entgegen der mathematischen Gerechtigkeit um so viel besser zu leben als die Armen schlechter leben müssen. Demonstriert man die Pflicht der Wohltätigkeit auf diese Weise, so ist auch die Berechtigung der Armut demonstriert. Wie jede Berechtigung, hat auch diese Anspruch auf Schuk.

Und dieser Schutz ist notwendig, davon tönnen besonders diejenigen erzählen, die Funktionäre der organisierten Wohltätig= feit sind. Der Besitz hat überall Feinde: Schwindler, Diebe, Betrüger. Und die or= ganisierte Wohltätigkeit ist auch ein Besitz. Sie umschleichen unausgesett solche, die kei= nen Rappen Anspruch auf sie haben. Auf große Beute können sie zwar hier nicht rechnen, - dafür aber ist die Spielart des Betruges mit dem geringsten Betriebskapital durchführbar. Bon allen Masken ist die des Bettlers die billigste und feichteste. Sie verlangt weder Genialität, noch Mut, noch Geschicklichkeit. Im Gegenteil. Je unter= würfiger, lebensunfähiger, ungeschickter der, der sie trägt, sich benimmt, desto vielver= sprechender ist sein Erfolg.

Auch unter der Maske des Bettels, der die Armen plündert, gibt es verschiesdene Charaktere. Nicht selten lesen wir von Armen, bei deren Tod beträchtliche Bermösgen vorgefunden wurden, und die sich von allen Wohltätigkeitsinstitutionen unterskühen ließen. Welch dicken Anstrich von Elend und Armut müssen diese Menschen auftragen, um so vielen wirklich Armen den ihnen zugedachten Teil zu rauben.

Nirgends ist der Verkehr so groß als dort, wo Geld umsonst zu haben ist. Die Wohltätigkeitsbureaux sind solche Lokale. Man kann sich also vorstellen, wie schwierig die Aufgabe ist, eine gerechte, den Hauptsbedingungen der organisierten Wohltätigkeit entsprechende Verteilung vorzunehmen. Diese Bedingungen sind: erstens, daß jeder auf öffentliche Wohltätigkeit angewiesene Arme entsprechend unterstützt werde; zweistens, daß die Unterstützt werde; zweistens, daß die Unterstützt won Verussarmen werde, und die Almosenjagd nicht zum Gewerbe für solche mache, die von einem produktiven Handwerk leben könnten.

Wir haben keinen Bedarf an künstlich gezogener Armut. Wir müssen mit aller Kraft zu verhindern suchen, daß etwas noch gefälscht werde, wovon wir schon mehr als genug haben. Armut haben wir im überssluß. Wenn sie auch dort geringer ist, wo ein einträgliches Gewerbe aus ihr gemacht wird, so ist sie doch dort um so größer, wo Schamgefühl und Stolz mit verbissenen Lippen sie mit sorglicher Hand verdecken.

Um wie viel leichter und reiner wäre die Welt, wenn niemand klagen würde, der keinen Grund dazu hat, und der, der nicht klagt, keinen Grund zur Klage hätte.

Sedwig Correvon

Bürcher Theater. Oper. Reue Opern "ziehen" seit langem nur noch ausnahms= weise, und seit einiger Zeit steht es mit den Operetten taum viel besser. Es ist daber begreiflich, daß die Leitung unseres Thea= ters auf eine an einem andern Orte erfolg= reiche Ausgrabung zurückgriff; und was man aeaen die Neueinstudierung "Schönen Selena" fagen tann, fo wird man doch nicht behaupten fonnen, daß fie besseren neuen Werken den Plat weggenom= men hätte. Man weiß, daß Max Reinhardt in München voriges Jahr diese berühmteste Buffo=Oper Offenbachs im Rünstlertheater neu herausgebracht hat. Die Novität wurde, wenn auch nicht von der Kritik, so doch vom Publikum so gut aufgenommen, daß sich ein Versuch der Imitation für Zürich zu lohnen ichien. So haben wir benn auch hier die "schöne Helena" in der seltsamen und etwas barbarischen Vermummung gesehen, in die sie Reinhardt gesteckt hat. Das Original ist bekanntlich eine der feinsten und frechsten Parodien, die je geschrieben wurden. Sie persifliert alle die hergebrachten Tricks und Boraussetzungen der großen Oper und der klassischen Tragödie. Sie hält sich da= bei aber immer innerhalb der Grenzen des

guten Geschmacks, und wenn ihre Redeweise nur um sie zu parodieren, gelegentlich an Racine oder Bossuet erinnert, so bleibt sie doch immer dem Konversationston der gebildeten Gesellschaft treu. Es ist nun selbstwerständlich, daß eine solche Operette nur wirkt, wenn das Milieu — die Kostüme, die Dekorationen 2c. — so konventionell klassississisch wie möglich gehalten werden. Der Humor beruht ja gerade auf dem unaufhörlichen überschlagen dieses akademisschen Griechentums in die moderne Pariser Welt.

Reinhardt hat gerade den entgegenge= setten Weg eingeschlagen. Er übersette diesen Wit auf die Antike der altmodischen Tragödienschreiber und der Gymnasiallehrer in ben echt altgriechischen Stil, wie ihn die moderne Archäologie entdeckt hat. Den frostigen Marmor des "klassischen" Griechen= tums tauschte er an farbig bemalte Säulen und Wände, die in edlem Faltenwurf fallen= Gewänder an eine Art Klephten= tracht. Zugleich machte er aus der ganzen Oper ein Ausstattungs= und Pruntstück neuesten Stils und brachte fogar Ginrich= tungen, wie den japanischen Blumenweg an, d. h. ließ die Sauptdarsteller mitten durch das Publikum im Parkett die Bühne betreten. Den einheitlichen Stil des Ori= ginals ersette er durch ein häßliches Misch= malch aller möglichen Dialette. Gegen alles dies ließe sich nun wenig einwenden denn die "schöne Helena" als Parodie ist für unsere Theater sowieso tot, seitdem die Originale, die sie verspottet, dem Bublikum nicht mehr gegenwärtig sind; aber zu bedauern bleibt doch, daß dabei Offen= bachs feine Musik, die alle groben Mittel verschmäht, so vollständig geopfert wurde. Manches war überhaupt kaum mehr zu hören, wie die Ouvertüre, da schon während der ersten Takte der Betrieb im Zuschauer=

raum und vor dem Vorhang anhob. Ansberes ging jedenfalls inmitten der Witze unter, die nach der Art der deutschen Operette meistens dem reinen Blödsinn geweiht waren. So war der Beisall denn ziemlich geteilt; das Publikum lachte über einige Darsteller, blieb aber dem Werke gegenüber ziemlich kühl. Es ist schade, daß sich Reinshardt nicht ein ganz modernes Stück schreisben ließ, an dem er dann seine Künste unsgeniert hätte zeigen können und in dem sich kein Kontrast zwischen der zierlichen Anlage und der überladenen übermalung in störensder Weise bemerkbar gemacht hätte.

Immerhin fand der Reinhardtiche Of= fenbach vor dem Publikum immer noch mehr Gnade als das endlich auch nach Zürich ge= langte zweite Werk des Komponisten von "Hänsel und Gretel", Humperdincks "Königskinder". Man weiß, daß Sumper= dind durch den Erfolg seiner ersten Oper da= ju geführt wurde, ju einem von einer Dame verfagten Märchenspiel eine beglei= tende Musit zu ichreiben, und daß er später dieses Melodrama zu einer richtigen, durch= tomponierten Oper umarbeitete. Die neue Schöpfung hat vor allem einen Fehler: sie ist langweilig. In den Partien, die aus dem Melodram herübergenommen wurden, finden sich reizende Sachen, die an die beften Partien von "Sänsel und Gretel" er= innern; aber dazwischen kommen lange Streden unerquidlicher Kapellmeistermusit. Wir bekommen eine vollständige Repetition des "Nibelungenrings" zu hören. Bor allem ist der Text unbrauchbar. Er ist weder ein Märchen, noch eine Dichtung, noch ein Theaterstüd. Er enthält einige sinnige Situa= tionen, die aber durch keine Logik, auch nicht die des Märchens, zusammengehalten werden. Man sieht von neuem, wie klug es war, daß die Dichterin von "Sänsel und Gretel" fich an einen bekannten Märchen= stoff hielt, der schon durch jugendliche Ideensassiationen poetisch wirkt, und nicht ein Talmi-Märchen fabrizierte. Es ist schade um die schöne, stimmungsvolle Musik, die einige Kinderszenen begleitet; der Zuschauer ist von der Handlung, die nach der Art aller Disettantenarbeiten das Unwichstige breit und das Wichtige mit unverständslicher Kürze behandelt, und von der voransgehenden hochpathetischen Musik so erschöpft, daß er die frisch empfundenen ichslischen Szenen nur noch halb genießt. Es scheint denn auch nicht, als ob den zwei Aufführungen, die das Werk hier ersebte, sich noch manche andere anreihen würden.

Der Januar brachte auf dem Gebiet der Operette eine etwas ältliche Novität, Falls Erstlingswert, den "Fidelen Bauer". Dieses Stück, das jest schon seine fünf Jahre zählt, war nie ein Schlager; es ist aber dank dem bald darauf folgenden glänzen= den Erfolg der "Dollarprinzessin" nicht gang der Vergessenheit anheimgefallen. Es hat nur historisches Interesse, was bei einer Operette so viel heißen will, wie keines. Manches ist ja gang hübsch; aber wie oft ist diese Sorte hübscher Nummern auch schon dagewesen. Dazu ist die sehr gedehnte Sandlung ein gang gewöhnliches Rührstück. Ein Bauer radert sich ab, um seinen Sohn studieren lassen zu können. Das gelingt auch, und der junge herr wird Professor der Medizin zu Wien. Zugleich entfremdet er sich aber immer mehr ber väterlichen Familie und heiratet die Tochter eines Berliner Ge= heimrats. Das ist ein Stoff, ber an sich nicht schlechter ist als viele andere, die zu Bolksstücken verarbeitet werden; warum aber daraus eine Operette machen? Mittelakt, der sonst den Gipfel der Lustig= feit bildet, ichloß mit lauter weinenden Personen. Und am Schluß der Operette sett dann noch einmal allgemeine Rührung

ein. Das Publikum hat wohl auch in der Operette gern etwas fürs Gemüt; aber allzuviel darf es doch nicht sein. Besonders wenn man nach dem Titel, der ohne Rücksicht auf den Inhalt frech der "Lustigen Witwe" nachgebildet ist, etwas besonders "Fideles" erwartet hatte. So wurde die Novität denn auch ziemlich matt aufgenommen, und ich fürchte, daß unsere Bühne damit nicht viel bessere Geschäfte machen wird als mit den andern Operettennovitäten der letzten Zeit.

Dagegen ist der "Drpheus", obwohl er bei erhöhten Preisen gegeben wird, ims mer noch gut besucht; die Oper Glucks, die früher der Schrecken aller Theaterdirektosen war, hat sich hier als eine Einnahmes quelle erwiesen. Auch "Figaros Hoch eit", die in einer recht guten Aufführung herausgebracht wurde, fand lebhaften Ansklang. Es scheint, als wenn hier ein Stammpublikum für gute Opern in Bilsbung begriffen wäre, ähnlich dem, das wir für das Schauspiel besitzen.

- Schauspiel. Gine glüdliche Sand hat die Theaterdirektion in der Aufstellung des diesjährigen Lustspielrepertoires erwie= sen. Zwei gute Arbeiten brachte der Monat Januar. Die erfte heißt "Sans Sonnen= stößers Höllenfahrt". Der Verfasser ist ein bisher wenig bekannter Schriftsteller namens Baul Apel. Sans Sonnenstößer ist ein junger talentvoller Poet und Sim= melsstürmer (ein wenig so gezeichnet, wie das Philisterium das ganze Genie sich denkt), der "die bunten Panther der Leidenschaft" noch hinter sich fühlt, dem Sunger und Entbehrung, Enttäuschung und Zurücksehung noch nicht die Flügelkraft ge= brochen. Zwei Mädchen liebt er, ein armes und ein reiches. Die Arme, gut, gefühls= warm, gescheit, einfach, verständnisvoll, abwartend wie eine Sehnsüchtige, die ihr

Berg nicht verraten will, hat Sonnenstößer porsichtig und taktvoll seither auf Entfer= nung gehalten, die Reiche, die eine Plaudertasche, oberflächlich, gut, aber ein wenig "Gänschen" ist, in Herzensangelegenheiten aber entschieden gut Bescheid weiß, denkt er zu heiraten. Man kommt ihm entgegen, macht es ihm leicht — schließlich, warum das Elend weiter tragen? Auf 8 Uhr abends ist er eingeladen. Ein Bermandter der Reichen, der ihm gerade noch einen Besuch machte, hat sich taum den Segen zur tommenden Berlobung verkneifen können - es wird also heute bestimmt dazu fom= men. Vorher aber will Sonnenstößer, der übermüdete, der überarbeitete, einen tüch= tigen Nachmittagsschlaf tun. Das ist das Borspiel. Nun folgt die Hauptsache: Sonnenstößer träumt, er habe die Reiche gehei= ratet, und er erlebt, daß er in der Welt der reichen Banausen als Künstler zugrunde geht, ja, daß er zum Mörder seiner Frau wird. Jeden Tag tausendmal seelisch ge= prellt, geistig geärgert, an allen Nerven ge= zerrt, von der entsetlichen Umgebung forperlich gefoltert, von der eigenen Frau und von den blöden, faulen, feisten, satten Berwandten angewidert, feimt in ihm der Gebante: bu mußt sie toten, bamit du wieder frei wirst! Und er ersticht seine junge Frau mit einem Brieföffner! Bor eine Art nächt= lichen Femgerichtes geschleppt, wird er von den eigenen Bermandten dazu verurteilt, seine Ehe fortzuseten. Sonnenstößer will aber den Kopf auf den Richtblock legen, also lieber ein Ende mit Schreden, als einen Schreden ohne Ende. In dem Augenblid, als der Scharfrichter das Richtschwert über ihm schwingt, erlischt der Traum, und wir finden im legten Bild den armen gequälten Sonnenstößer auf seinem Sopha liegend. Er reibt sich die Augen aus, die Tür geht auf, das stille Mädchen, die arme Else,

bringt ihm die Lampe herein. Nun weiß er, was er tun muß. Jauchzend schließt er Else in seine Arme und läßt Einladung Einladung sein! Daß Reichtum, Wohl= leben, Liebe, Leidenschaft, junger, allzu schnell erraffter Ruhm der Künstlerschaft gefährlich wird, ja daß "die wilden Panther schnell verenden im Halsband, das die Sitte flocht", ist icon gezeigt worden. Sier unternahm es ein Autor, die Tragik aufzuweisen, die in der Sphare, in die ein junges Talent hineingerät, zum Ausdruck Apel behandelte seinen fommen fann. Stoff, der auch tragisch gewendet werden tann, tomisch, und tat gut daran. Menschen und Umstände unserer Zeit lassen sich am besten komödienhaft geben, weil das Leben, sobald man hinter die Borhänge sieht und die Drahte aufweist, an denen die Mensch= lein sich bewegen oder bewegt werden, im= mer komödienhaft ist. Gewiß, es sind in diesem Werke viele gute Bekannte und be= kannte Situationen, deutliche Anleihen. So ist 3. B. die Gerichtsverhandlung, in der ein Träumender von den eigenen Ber= wandten (in der Maske der Richter) zum Tode verurteilt wird, der wesentlichste Bestandteil eines Librettos, das der Komponist Karl Weiß zu seiner Oper "Der polni= sche Jude" verwendete, und anderes mehr. Einzuwenden ist auch, daß das lette Bild gegen alles Frühere zu stark abfällt. Aber trop alledem ist dieses Werk die Arbeit eines Dichters. Gang vorzüglich ist, wie in den Bildern des Traumes die Traumsphäre fest= gehalten wird, wie die Elemente des vor= her Erlebten im Widerfinn des Traumes auftauchen und im Wirrwarr der Kombina= tionen des Träumenden sinnvoll und zu= gleich komisch verwertet werden. Dazu hat Baul Apel ein Lachkabinett von Banausen= gestalten gezeichnet, die von unsern Schauspielern mit offensichtlicher Freude verkör=

pert wurden. Die Regie führte Oberregisseur Danegger, der dem Werke, das einen großen Apparat verlangt und Aufgaben stellt, große Sorgfalt angedeihen ließ. Den Hans Sonnenstößer spielte Dr. Prant mit Lust und Liebe. Die Herren Wünschmann, Rainer, Leser und Marx stellten die banaussenhaften Schreckgestalten des Traumes mit sieghafter Komik dar, während die Damen Bollmerstein, Lepere und Hochwald um die weiblichen Rollen sich verdient machten. Die dem Werke beigegebene Musik wird stellensweise zu viel Selbstzweck, sie sollte stark gestürzt werden.

Das zweite Lustspiel stammt von dem Franzosen André Rivoire und heißt "Der gute König Dagobert". Im Pfauentheater kam es heraus. Es ist un= ter allem, was die deutsche Bühne aus Frankreich in den letten Jahren bezogen, weitaus das netteste Stud. Vielleicht auch deshalb so ansprechend, weil Rivoire in dem Wiener Felix Salten einen guten überseter gefunden, der, wie Sans Trog nachgewiesen, den vierten Aft sehr glücklich umgestaltet hat. Er durfte das, benn Salten ist nach Schnigler der talentvollste un= ter den Wiener Dramatifern, die den Bersuch machten, Eigenes zu bieten. Seine Umarbeitung soll nach hans Trog (ich habe den französischen Text nicht ge= lesen) eine wesentliche Verbesserung sein.

König Dagobert, der aus dem Bolkslied bekannte Merowingerfürst, ist bei Rivoire ein ganz junger König, der in seiner
Borliebe für das edle Weidwerk seine Hochzeit und die mit Gesolge anrückende Braut
vergessen hat. Der Hof, in größter Bestürzung, sinnt auf Ausslüchte, weil sonst, wegen der Nichtachtung der fremden Prinzessin,
ein Krieg unvermeidlich. Die Prinzessin
ist ihrerseits sehr ungern die Braut Dagoberts geworden und sucht einen Ausweg,

ihrem Geliebten im fernen Spanien Treue zu bewahren und läßt dem von der Jagd ahnungslos und gleichgültig heimkehren= den Dagobert durch eine Bege weissagen, daß er sterben muffe, wenn er seine ehelichen Rechte beanspruche. Da bereden der alte liebeserfahrene Kanzler Eloi und der Begleiter der Prinzessin den König, die Prophezeiung sei hinfällig, wenn er nur in tief= dunkler Nacht zu seinem Gemahl ginge, auf seinen Rechten nur dann bestehe, so daß kein Strahl irgend eines Lichtes die junge Rönigin bescheine. Dagobert geht darauf ein, umarmt aber nachts, ohne daß er es weiß, eine schöne junge Sklavin, die man an Stelle der mit allem einverstandenen Ronigin in sein Gemach schickte. Die Täuichung glückt. Dagobert findet aber so viel Gefallen an der vermeintlichen Königin, daß die wirkliche Königin, von ber Eifersucht gepackt, in der folgenden Nacht selbst ihre Rechte geltend macht und am Abend, im Streit mit ber Sklavin, in dem Augenblick sich noch im stockbunklen Schlafgemach befindet, als Dagobert, der die Nacht faum erwarten konnte, tastend her= eintritt. Es beginnt nun ein entzückendes Spiel. Dagobert greift in der Dunkelheit einmal die Sklavin, einmal die Königin. Während die Königin die Sklavin ju fpielen sucht, um auch so begehrenswert zu er= icheinen, die Sklavin, um die Königin ju retten, die Königin nachzuahmen sucht, bleibt der erstaunte, schließlich verwirrte König in seinem dunklen Drange des rechten Wegs sich wohl bewußt. Er kennt seine Ge= liebte ber erften Racht am Ruffe, am Duft bes haares, an der Art der Frisur, turz, an tausend sugen Nichtigkeiten, die für die Leidenschaft bestimmend wirken. Er schöpft Berdacht, schlägt Licht! Tableau! So viel die Bringessin bittet, der König icheut selbst vor einem Krieg nicht zurüd. Er schickt die Prinzessin heim und heiratet zum Jubel seines Bolkes die Sklavin.

Unter einer groben Hand hätte der vierte Aft, das Beste des Stückes, leicht versfahren werden können. Es ist in diesem Werke alles mit Delikatesse angesaßt, mit Anmut und Grazie. Das ist etwas Seltenes, besonders in einem französischen Lustsspiel, das einen solchen Stoff behandelt.

Fräulein Ernst als Sklavin, Fräulein Reindl als Prinzessin sahen schön aus und spielten entzückend. Herr Stieda war ein ausgezeichneter König Dagobert. Wieder konnte man sich der seinen Nuancen dieses Künstlers erfreuen, dem Leichtigkeit und Wucht in gleichem Maße zur Verfügung stehen. Herr Wünschmann spielte den vielzersahrenen Eloi mit der Resignation des Gourmand, der zu seinem größten Leidwesen mit dem Horsd'oeuvre sich begnügen muß.

Carl Friedrich Wiegand Bafler Theater. Schaufpiel. Schon lange habe ich an dieser Stelle den Wunsch ausgesprochen, in unserm Theater auch ein= mal Werke moderner Dichter zu sehen. Die= fer Wunsch ist nun erfüllt worden, aber wie das oft so geht - seine Erfüllung hat mich nicht recht befriedigt. Das lag aller= dings hauptsächlich an der ungeschickten Auswahl der Novitäten, welche die Theaterlei= tung uns als erste dieses Jahres bot. Ein Bafler, Rarl Albert Burgherr, er= öffnete den Reigen mit einem Schauspiel: "Das Rreug ber Rache". Der Grund= gedanke des Studes ist schön und gut: es verfündet den Sieg der Liebe über den Sak, des Bölkerfriedens über Nationalhaß und Revancheideen. Die Sandlung, die im Elsaß etwa 15 Jahre nach dem großen Arteg spielt, ist mit unleugbarer technischer Geschidlichkeit aufgebaut und bot dem Berfasser Gelegenheit zu einigen recht effekt= vollen Theaterszenen, die denn auch bei der Aufführung ihre Wirtung nicht verfehlten. Leider ist es aber dem Dichter nicht gelun= gen, seinen Stoff seelisch zu vertiefen, seine Menschen lebendig zu machen, furz, ein vollwertiges Kunstwerk zu schaffen. Daran werden auch die Berbesserungen, die Burgherr auf Rat einiger Kritiker an seinem Stud vornehmen will, nichts ändern, denn es handelt sich hier nicht um ein fehlerhaf= tes, unvollkommenes, sondern einfach um ein ungulängliches Wert. Es fehlt ihm Blut, Leben, Seele, und das läßt sich nicht geben, so wenig wie ein Mensch seiner Größe eine Elle zusetzen mag. Das ist meine persönliche Ansicht über "Das Kreuz der Rache"; ich muß aber billigerweise beken= nen, daß unser Theaterpublikum dieselbe nicht zu teilen schien. Es flatschte, rief den Berfasser auf die Bühne, zeichnete ihn mit Kränzen aus; furz, es bereitete ihm und seinem Werk einen schönen Theatererfolg. Aber trothem halte ich die Aufführung dieses Studes für einen Miggriff unserer Direftion und glaube nicht, daß sich das "Kreuz der Rache" auf dem Theater halten wird.

Die zweite Novität der Saison war "Tantris der Narr" von Ernst Sardt. "Ein Märchen für Erwachsene" nannte einer unserer Kritifer diese Dichtung sehr treffend. Denn märchenhaft ist alles an ihr: Stimmung, Sandlung, Charaftere und nicht zulett die reiche, üppig blühende und oft fast tropisch betäubende Sprache. Der Stoff ist der Tristansage entnommen, aller= dings nicht dem Epos des Gottfried von Strafburg, denn die Sandlung des Dramas beginnt erst da, wo das Epos abbricht. Tristan ist verbannt bei Strafe des Todes für ihn und Isolde, wenn er versuchen sollte, den Bann zu brechen. In der Fremde ift er der Gatte Jolde Weißhands geworden. während seine mahre Geliebte, Isolde

Blondhaar, König Markes Weib, fast vergeht vor Sehnsucht und Trennungsweh. Da, nach zehn Jahren, faßt auch ihn die Liebes= sehnsucht unwiderstehlich; er trott dem Bann und tommt heimlich zurüd. Sein Feind, der Berräter Denovalin, der ihn und Isolde schon dreimal an König Marke verraten hat, erkennt ihn und verrät ihn wieder. Und diesmal widersteht der alte König Joldes doppelsinnigen Schwüren; in heißem Born beschließt er, seine Gattin den Siechen von Lubin zu schenken. So wird denn Isolde diesen halbtierischen Menschen ausgeliefert. Aber unerkannt weilt Tristan unter ihnen, rettet seine Geliebte vor den Siechen, tötet seinen Feind Denovalin und springt vom Walle der Burg hinunter, ohne daß Jolde ihn erkennt. Ohnmächtig, aber unberührt finden Marke und sein Sof die Königin, der König sieht in ihrer Rettung und dem rätselhaften Tode Denovalins ein Gottesurteil und nimmt sie wieder zu Ehren an. Das ist die Sandlung der drei ersten Afte, die, ob auch im einzelnen hie und da schwach begründet und unwahr= scheinlich, doch reich ist an Stimmungszauber und spannendem äußerem Geschehen. Dagegen fallen die beiden letten Afte fehr ab, namentlich der vierte ist oft geradezu langweilig. Es ereignet sich gar nichts, als daß Triftan in der Maske eines fremden Narren in die Burg eindringt, mit doppel= sinnigen Reden Sof und König verwirrt, aber trot seiner ziemlich deutlichen Anspielungen von niemandem erkannt wird: nicht von dem König, seinem Oheim, nicht von Dinas von Lidan, seinem Getreuen, ja, auch nicht - und das ist so unmöglich und un= natürlich, daß man jedes Interesse an der Sache verliert - von der Königin, die zehn Jahre um ihn geweint und sich nach ihm gesehnt hat! Und nicht einmal dann, als er sich ihr allein mit klaren Worten zu

erkennen gibt, glaubt sie ihm, o nein, sie schidt ihn zur Probe in den Sundezwinger, wo der rasende Susdent, Tristans Sund, ihn erkennen oder zerreißen soll. Tristan besteht die Probe, der Sund erkennt ihn, und gefolgt von dem treuen Tier verläßt der Held die Burg und die mistrauische Geliebte, die nun zu spät einsieht, daß sie ihren Liebsten verkannt. Der Grund, warum uns diese Dichtung trot reicher Inrischer Ginzelschönheiten im ganzen nicht befriedigt. liegt wohl einerseits in dem Mangel einer wirklich dramatischen Sandlung, anderseits in der ungenügenden Charafterisierung der Hauptpersonen, die mehr wie Schatten= und Traumgestalten, als wie Menschen von Fleisch und Blut wirken und uns darum innerlich nicht ergreifen fonnen. Dies ailt namentlich von dem Charafter der Köni= gin Jolde, dem tompliziertesten, aber auch unwahrscheinlichsten des Stückes. Diese Frau, die ihrer Liebe und Schuld und Gefahr treu geblieben, fann einfach nicht ihren Geliebten so verkennen, sie kann ihn nicht so vorsichtig auf die Probe stellen, wie die biedere Benelope ihren vagabundieren= den Gatten! Oder ist die Absicht des Dich= ters eine andere, soll Isolde Tristan nicht tennen wollen, aus Schmerz und Born über seine Treulosigkeit? Das wäre eher glaublich, müßte aber deutlicher ausgesproden werden. Und welchen Sinn hätte dann die Probe mit dem Sund? Sier find Un= flarheiten und Inkonsequenzen, über die man nicht leicht wegkommt. Aber immer= hin, es hat uns sehr interessiert, dieses viel= besprochene Stud auch bei uns zu seben, ganz besonders auch darum, weil wir in Frau Biedermann eine Darstellerin der Isolde besitzen, wie sie auch große Theater selten aufweisen können. Wenn uns nur diese treffliche Künstlerin noch lange erhalten bleibt! E. Amstein

Berner Stadttheater. Als Novitat betamen wir Karl Schönherrs Schauspiel "Erde" zu hören. Es brachte uns eine große Enttäuschung. Die Begeisterung für "Glaube und Seimat" ist mertwürdig rasch abgeflaut, wir halten das Stud immer noch unleugbarer Schwächen für padende, meifterhafte "Bühnen"werk, als das es uns bei der ersten Aufführung er= ichien. Wir tonnen aber daraus feinen Milderungsgrund herleiten für dieses neue Werk, das nichts oder doch nur verschwin= dend wenig von den bisherigen Borzügen aufweist. dagegen die Schwächen von "Glaube und Seimat" ins Unannehmbare potenziert. Wir können uns nicht helfen, auf die Sicherheit hin, von allen Seiten als verständnisloser Banause gesteinigt zu werben, muffen wir ehrlich bekennen, daß wir bas Stud "Erde" nicht höher einschätzen tonnen, als die Dramen der Müllner, Souwald 2c. fel., nur daß die die Entschuldi= gung haben. 100 Jahre früher gelebt zu haben. Alle Saiten werden mit grobem Finger jum Tönen gebracht, die im Bolf so schon gern zum Klingen kommen, vor allem die leidige Sentimentalität, und die rohen Instinkte von der Kultur möglichst unbeledter Triebmenschen werden nach Kräften in primitivster Nactheit bloggelegt. Boden= ständiger Erdgeruch steht ja so hoch im Rurs, und nichts läßt man leichter unter dieser Flagge segeln als Gefühlsroheit. Biel anderes konnten wir nicht finden in der "Erde". Auf Einzelheiten wollen wir nicht eingehen, nicht fragen, was der kleine Idiot anderes soll als rühren; wir wollen auch nicht an Ganghofers ulkige Komödie "Das Testament" erinnern, wo ähnliche Motive, wie der Tischler z. B., in viel gelungenerer Weise verwertet sind (Schönherr ist in diesem Punkte sehr kiklig); wir wollen fest= stellen, daß wir von vielen Seiten lautes

Lob über Schönherrs Stüd äußern hörten, und uns fragen, ob vielleicht eigene schlechte Laune den Eindruck so verübelt hat (ein Kritiker soll zwar immer in reiner, weder von Laune noch Stimmung beeinflußter Bersfassung sein) wir fühlten nur die Pflicht wahr zu sein. Es soll aber jeder hingehen und selbst nachprüfen, wer weiß, ob nicht gerade mein absprechendes Urteil die beste Garantie ist, daß er findet, was er im Theaster sucht?

Neu einstudiert wurde "Gög von Berlichingen". So weit wir der Borstellung folgen konnten, machte sie uns große Freude; das geniale Werk zwang uns wies der ganz in seinen Bann und ließ sich auch durch kleine Unebenheiten in der Wiedersgabe nichts von der Wirkung rauben. Könnte man nicht einen etwas menschenfreundlicheren Modus sinden, um die Ausmerksamkeit des Publikums von den Verwandlungen auf der Bühne abzulenken?

Bloeich

Es war mir eine wohltuende über= raschung, bei der letten Borftellung der französischen Tournée Baret, als der Borhang hinaufging, anstatt das wohlbekannte Innere eines mit modernem Luxus eingerich= teten Hauses, eine heimelige Bauernstube zu erblicen, wo sich an Stelle ber eleganten Damen der Pariser Welt oder Halbwelt und der blafierten Biveurs ichlichte Bauern mit dem saftigen Afzent Gudfrankreichs bewegten. De Flers und Caillavet, die produktivsten und beliebtesten Lieferanten der jetigen frangösischen Buhne haben uns nicht baran gewöhnt, und das Milieu ihrer bis= herigen Theaterproduction ging niemals über die Pariser Gesellschaft und zwar die= jenige der Schwelger und Genugmenichen hinaus, eine Welt, die wir, solide und nüch= terne Berner, nur durch Sorensagen tennen, und in welcher wir uns so fremd fühIen wie in der Welt unserer Antipoden. "Papa", das neueste Lustspiel der geist= reichen dramatischen Autoren, ist die Ge= schichte eines Unehelichen. Doch sind de Flers und Caillavet keineswegs den Spuren Alexanders Dumas in seinem "Fils naturel" gefolgt. Ihr Seld, Jean Bernard, Sohn eines französischen Diplomaten und einer berühmten Schauspielerin, fühlt sich in dem kleinen abgelegenen Dorfe des Langue= doc, wo er ohne jede Sorge aufgewachsen ist, sehr glücklich. Er hat zwar keine Fa= milie im eigentlichen Sinn des Wortes, aber da er gut, stark, gescheit ist, und sein Bater ihm ein schönes Gut gekauft hat, ist er im Dorfe sehr angesehen und beliebt. Dabei wird er von der Bauernfamilie, die ihm den Saushalt besorgt, vergöttert. Er macht, was er will, er kennt keinen Herrn, und herrscht wie ein König in seinem bescheide= nen Reiche. Bu seinem Glücke fehlt nichts, nicht einmal das geliebte und liebende weibliche Wesen, ein junges Mädchen, das bessere Zeiten in Bukarest gekannt und nun, nachdem ihr Vater sich wegen unglücklicher Spekulationen erschossen hat, sich mit der rumänischen Mutter auf das zerfallene Familiengut zurückgezogen hat. Aber eines schönen Tages fällt in dieses schöne Idyll, gleich einer Bombe, mit seinem Automobil der Bater Jean Bernards. Der geistreiche, vom iconen Geschlecht verwöhnte Lebemann hat soeben die ersten Anzeichen des Alters gemerkt: eine junge Dame hat bei seiner Liebeserklärung gelacht, und dabei sah er im Spiegel das grausame Bild seiner al= ternden Gestalt neben dieser blühenden Jugend. Nun glaubt der frühere Don Juan mit dem ewig Weiblichen fertig zu sein: er dankt ab zugunsten des so lange vergessenen Sohnes, dem er das Leben icon und reich gestalten will, wie er es selbst genossen, der ein Liebling der schönen Frauen werden soll, in welchem er sich verjüngt wieder sehen wird. Er kommt aber mit seinem schönen Plan nicht an den Rechten. Nach Pa= ris versett, macht der junge gentilhomme campagnard eine traurige Figur, er stößt die besten Willens sind mit einer Ungeschlacht= heit ab und erklärt schließlich, lieber weiter vaterlos leben zu wollen. Die Autoren ha= ben sich, bei Anlaß der Anerkennung und der Stellung der außer der Che geborenen Rinder allerliebste Wițe auf die französische Gesetgebung erlaubt. Das heißt wahrlich ridendo corrigere leges! Diese nicht ge= wöhnliche Situation eines natürlichen Sohnes, der von seinem von den besten Absichten beseelten Vater nichts wissen will, führt zu föstlichen Szenen. Das Ende ist, daß der leichtsinnige Bater sich in die liebreizende Braut des Sohnes verliebt und daß dieser, einsehend, daß die genußsüchtige und glänzende Georgina gar nicht die Frau ist, die er braucht, die beiden zueinander paffen= den Liebenden vereinigt. "Merci, Bapa", sagt dankbar der immer junge Bater. Und der held wird Jeanne, die Tochter seines Pächters, die ihn heimlich liebt, heiraten.

Wie man merkt, hat das alles keinen Halt, keine Konsistenz. Es ist bloß ein Kelch schäumenden französischen Weines, der, wenn man ihn kostet, auf der Junge verfliegt. Aber wie geistreich der Dialog, voll der prickelndsten Wize, die als geflügelte Worte es wert sind, einen Rang einzunehmen neben den Gedanken der französischen Denker aller Zeiten, als Produkte der modernen Pariser Hyperkultur.

Zum Erfolg des fröhlichen Stückes trug natürlich das ausgezeichnete Ensemble Barets bei. Jede Rolle war eine Leistung, wie man sie sich nicht besser denken kann. Höchstens könnte man, wenn man sehr kristisch sein wollte, dem Spiel der beiden Hauptpersonen, Bater und Sohn, im zweis

ten Aft ein leichtes Karikieren ihrer Rol= Ien vorwerfen, besonders bei Jean, der den ungeschlachten Landjunker ein wenig zu sehr herauskehrte. Der dritte Aft im alten gemütlichen Bauernhause brachte wieder alles und alle ins rechte Geleise. Und so kommt es, daß man erst beim Nachdenken oder Erzählen es merkt, daß das ganze Schauspiel auf nichts beruht und eigentlich nur leichte, elegante, duftige Pariser Ware Das sahen aber andere vor mir ein. Da bemerkten in der Garderobe zwei währ= ichafte Berner Damen, mahrend fie in ihre diden Pelzmäntel frocen: "'s isch aber boch würklich gar nüt dahinter!" Natürlich war nichts dahinter. Muß denn immer etwas dahinter sein? Man hat gelacht, man war hingerissen von dem Zauber, ist das nicht auch etwas wert? Muß man denn immer ins Theater gehen, um die ernstesten sozia= len oder moralischen Probleme vorgeführt oder gelöst zu hören? Gibt es nicht Leute, die sich mit diesen Problemen und manchmal mit dem härtesten, dem des Rampfes ums Leben, den ganzen Tag beschäftigen und abends Ausspannung, Zerstreuung brauchen? Aber das verstehen die meisten unter uns Wahrlich, wir sind keine Lebens= Unser Philistertum, unser uner= fünstler. schütterlicher Ernst und Arbeitseifer ver= hindert uns, an Gaben teilzunehmen, die feinen handgreiflichen Profit bringen, und wir sehen mit Berachtung - ober mare es am Ende der Neid? — auf die andern hin= unter, die das Leben anders, besser ver= M. Gobat stehen.

Bon der Oper ist des Neuen nicht viel zu berichten. Ende Januar hatten wir einen berühmten Gast hier; der sächsische Kammerssänger von Bary kam den Lohengrin und den Tannhäuser singen, und fand großen Anklang. Die lustige, immer noch lustige "Fatinitza" wurde neu studiert und mit Lust

und Liebe und großem Erfolg gegeben. Ihr folgte ein anderer alter guter Freund, die "Undine", die stets willkommene Aufnahme findet. Bloesch

Bafler Mufitleben. Das Streichquartett in Es-Dur von &. Rlose ift mehr für Musifer als für ein naiv genießendes Publikum bestimmt. Groß ist in Alose's Werken stets der Gedankeninhalt, der in seiner Sinfonie und in seiner "Ilsebill" auf die sinnenfällige De= duttion eines duftern Beffimismus hinaus= läuft; ebenso groß die Dimensionen, der Aufwand der Mittel und die alles beherrschende Technik. Bier Streichinstrumente Scheinen jedoch für eine derartig veranlagte Persönlich= feit ein Profrustesbett ju sein. Der Meister wird es selbst seinen Verehrern nicht übel nehmen, wenn sie vor den harmonischen und tontrapunttischen Rünften, die in seinem neueften Werke aufgestapelt sind, ein gelinder Schweiß befällt, besonders beim Anblid der wahrhaft "arbeitenden" Quartettisten, die alles herauszubringen sich redlich bemühen. Den Bafler herren, vorab herrn Konzert= meister Rötscher, war an diesem Abend das höchste Lob zu spenden.

3m 4. Abonnementskonzert kam nicht nur der Musiker, sondern auch der Laie gang jum Genuß. Ein Geigen= und Vortrags= meifter wie herr A. Gerato aus Berlin tann getroft in die Nahe Joachims gestellt werden. So wurde das Es=Dur=Konzert von Mozart zum Ereignis und selbst die Ciaconna von Vitali, in der die Sologeige mit hym= nischer Wirkung über das von der Orgel unterstütte Streichorchester triumphierte. Wie aber Berr Kapellmeister Suter Beethovens "Fünfte" vorführte, muß selbst verwöhnte Musiker hingerissen haben. Bon keiner Künstlichkeit des Bortrags getrübt, tam das Wert zu seiner gewaltigen, unmittelbaren Wirfung, die wohl, solange es Musik gibt, unbestreit=

bar sein wird. Dieser Huldigung an den Genius Beethoven schloß sich im 7. Abonnementskonzert murdig die Birtuosität an, mit der herr Suter "Barathustra" von R. Strauß auswendig dirigierte. Der für Basel fast ungewohnte spontane Beifall galt in gleicher Weise dem Orchester und seinem Leiter. Gewiß auch der unvergleichlichen Romposition selbst. Bedeutungsvolleres hat Strauß sicher nicht geschrieben, als die flare Größe, womit hier anfangs die Stimmung vorbereitet und gesteigert wird, oder wie den aus turbulentester Bewegung sich ruhig verklärenden Schluß. Der Mittelteil, die Juge, ist allerdings wieder eins der Straußischen gewagten Segenkunststüdchen, bei denen die Musik doch etwas zu kurz kommt. In sonni= ger Heiterkeit beschloß das Vorspiel zu den "Meistersingern" das Konzert, während das tiefernste Klavierkonzert op. 15 (D-Moll) von Joh. Brahms in der Mitte stand. Frau Elli Nen aus Wiesbaden verstand es nicht übel, den edeln Manneszorn der Edfage wiederzugeben, dagegen klang der langsame Satz unter ihren Sänden etwas flach. Auch technisch war nicht alles ganz einwandfrei und ihrem Temperament fehlt die Rultur.

In der Oper war bemerkenswert das Gastspiel des Herrn F. Feinhals, Kammersänger aus München, als Wotan und Don Juan. Besonders die "Walküre" gestaltete sich dank den wie selten inspirierten Leistungen unseres Ensembles, indem der Gast als Göttervater nur wie billig hervorragte, zu einem eindrucksvollen Abend.

Das Gastspiel von Herrn Professor de Bary aus Dresden mußte leider auf Lohengrin beschränkt bleiben, da der vortreffliche Bermittler Bayreuther Kunst an Indisposition litt.

Reizend gelang die Neuinszenierung des "Oberon" von C. M. von Weber mit Willnerschen Rezitativen. Diesen darf zugestanden werden, daß sie manches retten, ebensomanches aber am Charafter der Spieloper verderben. Neben den, dem Geist des Werkes völlig entsprechenden Dekorationen ist besonders die ausgezeichnete Wiedergabe der Rezia durch Frl. Kronacher zu erwähnen. Den großen musikdramatischen Stil, der sich in der "Ozean"-Arie ankündigt, brachte sie vor einem leibhaftig rollenden Weer prächtig zur Geltung.

Im Orchesterkonzert der Basler Lie= dertafel kamen mit Ausnahme von Schubert-Lists "Allmacht" nur Schweizer Romponisten an die Reihe. Allgemeine Begetsterung riefen die Fragmente aus Sans Subers Festspielen hervor, ebenso das klangschöne Borfpiel zu "Denone" von B. Andreae. Innerliche Wirfung ftrebt Guftav Weber an in seiner Bertonung der Berse Sophofles: "niemals geboren zu sein" . . . ebenso Othmar Schoed mit seiner musikalischen Untermalung des Lenauschen "Postillon". Die eigentümlichen melancholischen Reize biefer Komposition wurden von der ausgezeichneten Sängerichar in der Sauptprobe glüdlicher wiedergegeben als im Konzert. Frau Klara Wirz-Wnß aus Bern glänzte als Solistin mit ihrem hellklingenden Sopran. Etwas mehr Wärme und Timbre ware an einzelnen Stellen noch erwünscht gewesen.

R. S. David.

Berner Musitseben. Richard Strauß= Ronzert. Das zweite Extratonzert der bernischen Musikgesellschaft beschränkte sich dieses Mal auf einen einzigen Komponisten, Richard Strauß, der mit zwei seiner charakteristischen Schöpfungen, dem "Zarathustra" und dem "Heldenleben" den Abend bestritt. Um ihn nun auch in der vorteilhaftesten Weise zu Wort kommen zu lassen, verstärkte man das Orchester auf 96 Mann und ermöglichte damit einen Orchesterapparat, wie ihn Bern noch nie ausgebracht hatte, wie er aber

auch einzig die mit derartigen Mitteln rech= nenden Werte fo durchführen fonnte, daß deren Gehalt restlos ausgegeben werden tonnte. Das hat Frig Brun in beiden Werken in gang außerordentlicher Weise ver= mocht. Er hat mit dieser fünstlerischen Tat, die einmal auch allen Zuhörern flar machte, wozu ein Dirigent da ist und was er vermag, nicht nur selbst einen wohlverdienten Triumph sich geholt, er hat mehr getan, er hat eine ganze Menge kopfschüttelnder zu be= geifterten Straußianern gemacht mit ber genialen Interpretation der beiden Kompositionen. Man darf diesen Erfolg wohl als den schön= sten bezeichnen, obwohl einem bei dieser plötzlichen Massenbekehrung fast bange werden möchte. Man kann wohl über die theoretische Berechtigung solcher äußerlichen Illustrations= musit streiten, ihre prattische Wirksamkeit steht außer Zweifel, und felbst ein in vorgefakter Meinung befangener Gegner dieser Art Programmusit muß sich während der Aufführung dem feffelnden Zauber diefer Rlangschönheiten und Instrumentationsfeinheiten gefangen geben. Eine neue Welt von ungeahnten Mög= lichkeiten tut sich auf, eine Fülle neuer Klangfarben, eine Intensität des sinnfälligen Ausdruckes, die sich wohl ablehnen, aber nicht leugnen lassen. Wohl bleiben die Werke als Ganges im Außerlichen steden, illustrieren, wie frühere Zeiten Bücher illustrierten, wo unter jedem Bild ein paar abgerissene Worte ftanden; wohl ift ber "Beld" Straugens ein Seld der Zeit, der Zeitung und der Reklame, eine fernlose Seldenhülle; wohl darf man bei Zarathustra nicht an das gedankentiefe Werk des Philosophen denken: es folgen sich doch gerade in diesem größeren Werke Stellen von überwältigender Größe im Ausdrud - wir denken dabei vor allem an den Anfang.

Tut man mit unbefangen naivem Laienauge einen Blick in diese Monstrepartituren, so befällt einem gelindes Grausen, aber man versteht auch, daß es einen Dirigenten bis in die Fingerspiten reizen muß, auf diesem Notenschlachtfeld mit sicherem Auge zu dis= ponieren, mit fester Sand ju lenken und ju führen. Man konnte Fritz Brun diese Keld= herrnfreude anmerken, wenn er mit sicherer überlegenheit die ungewohnt große Schar der Mitwirkenden anfeuerte und anspornte, das Beste und Vollendetste zu geben. Mit diesen großen Mitteln konnte er auch heraus= bringen, was er in dem schrecklichen Folianten schaute, und er machte die Furcht der Ungit= lichen zu nichte, die dachten, je größer das Orchester, besto größer der Lärm. Im Gegenteil, manches, was bei unzulänglicher Besetzung roh und abstoßend wirkte, bekam in dieser Klangfülle Sinn und wohlbedachte Wirfung. Willem de Boer, der Bürder Konzertmeister, übernahm die Partien der Sologeige und führte sie mit mundervollem fräftigen Ton und virtuoser Gestaltungskunft durch, und immer blühte sein edler Ton siegreich aus der Tonfülle empor. Die außerordentliche Beranstaltung, zu der übri= gens ein famoses Plakat von Emil Cardinaux einlud, brachte auch einen außerordentlichen Erfolg.

Leider brachte dieser schöne Abend auch einen traurigen Migton, die Nachricht, daß unser erfter Ronzertmeifter, Rarl Jahn, von einen Schlaganfall betroffen wurde, bem er auch wenige Tage barauf erlag. Das bernische Musikleben verliert damit einen Mann, der volle 40 Jahre lang seine ganze bedeutende Kraft in seinen Dienst gestellt hat, einen musikalisch hervorragenden Künst= ler und einen unübertrefflichen Lehrer. Was er als Künstler an seinem verantwortungs= vollen Poften in unermüdlichem, vorbildlichem Pflichteifer geleistet hat, das können die vor allem schätzen, die heute die Früchte der vierzigjährigen Arbeit, in der er das bernische Konzertleben auf die heutige Söhe bringen half, genießen können; was er als Lehrer geboten, ganzen Generationen musikfreudiger Jugend, das bewahrt dankbar als wertvoller Schatz jeder, der seinen Unterricht genoß. Karl Jahn war nicht nur Künstler und Lehrer, das Wertvollste schenkte er als Mensch, und der freundschaftliche Verkehr mit diesem geraden, edlen und vornehmen Menschen mit der reichen Bildung und dem warmen Herzen ist vielleicht der schönste Gewinn, der denen zuteil wurde, die ihm näher traten.

- Die Berner Singstudenten gaben auch dieses Jahr wieder ein Konzert unter der temperamentvollen Leitung A. Öti= ters und erfreuten auch wieder durch ihren frischen lebendigen Bortrag der Chöre, der zeigte, wie auch ein kleiner Chor bei guter Schulung und sorgfältig abgestimmtem Stimmenausgleich Vortreffliches zu leisten vermag. Erfreulich wirft vor allem der bei aller Straffheit stets natürliche padende Rhythmus. Erhöhten Reiz und willkom= mene Abwechslung brachten die beiden Golisten, die die Singstudenten in dankenswerter Beise zur Mitwirfung beigezogen hat= Der helle weiche Sopran von Frau Clara Wirz= Wng, der in allen La= gen so wohltuend berührt, und den sie mit frischer, natürlicher Vortragsweise und warmem herzlichem Ausdruck zu verbinden weiß, hob sich in entzüdendem Gegensat von den dunklen Stimmen des Männerchors ab. Besonders mit den drei vollendeten Liedern D. Schoeds erzielte fie einen durch= schlagenden Erfolg. Außerdem bekam man den feinsinnigen Burcher Bianisten Frit Niggli wieder einmal in Bern zu hören. In der Wiedergabe der Bariationen über ein Thema von Paganini von Brahms, in Schumanns reizvollen Miniaturen Carneval und Lists großer XII. Rhapsodie fonnte man den vornehmen, bedachten und überlegenen Künstler mit der ausgebildeten

Technik und der vorzüglichen Gestaltungsstraft bewundern.

Artur Schnabel war als Solift für das 4. Abonnementskonzert gewonnen worden, einer der bedeutendsten Klavierspieler unserer Zeit. Auch einer ber bekanntesten und gesuchtesten, und das ist eigentlich merkwürdig; denn bei ihm tritt das äußerliche Virtuosentum, das Blendende oder Interessante der Persönlichkeit so gang zurück vor dem Künstler, der sich gang in den Dienst des Werkes stellt, das er uns vermitteln will. Das ist sonst nicht, was den Erfolg sichert. Um so hervorragender muffen seine fünstlerischen Qualitäten sein, daß sie allein es vermögen, das Publikum hinzureißen. Welcher Art sie sind, zeigte be= sonders die Wiedergabe der Mondschein= sonate von Beethoven. Ein Stüd, das jeder Badfisch kennt und spielt, und doch war es wie eine Offenbarung, das durchsichtige Gebilde fich wie eine icone Blume entfalten zu sehen. Die außerordentliche, absolut zu= verlässige Technik, die klare und überlegene Gestaltung, nicht ohne den Reiz eines persönlichen Beigeschmades: das trat in den Hintergrund, das überraschende und Bezwingende war die Intensität, mit der Schnabel den Stimmungsgehalt heraus= holte, wie er jeder Note ihr eigenes inneres Leben einzuhauchen schien. Man wurde mit den ersten Noten in den Bann dieser Stimmung gezwungen, und jedes Räuspern durchbrach beleidigend die Stille. (überhaupt diese Naturlaute!) Auch für das Klavier= tonzert D-Moll von Brahms hätte man sich feinen bessern Interpreten wünschen mögen. Gerade diese vornehme Unterordnung in den Rahmen des Ganzen wirkte doppelt. Orchester und Klavier waren eins, er ließ sich nicht begleiten, sondern er wirkte mit, immer die Führung behauptend. Diese Gin= heitlichkeit wurde besonders auch ermöglicht

durch das feine Stilgefühl und die sichere Leitung Frig Bruns. Dieser beglückte uns überdies durch eine schöne Wiedergabe der D-Dur-Symphonie (Köchel 504) von Mogart, die besonders im letten Sat hinrig, und der Ouverture zu Benvenuto Cellini von Berlioz, deren temperamentvolle Inter= pretation aber unter der Nachbarschaft Beetho= vens zu leiden hatte; der äußere Glanz, der blendende Farbenrausch dieses musikalischen Makartbildes, dieses mit aufgeregten Gesten und rollenden Augen deklamierte Ritter= epos war nach der selbstverständlichen Innerlichkeit, die gerade in der Cis-Moll-Sonate zum Ausdruck fommt, schwer erträglich, und wir bedauerten das doppelt, da wir die Bedeutung Berlioz' und gerade auch die des Cellini wohl zu mürdigen miffen.

Bloeich

Zürcher Aunstleben. Im Zürcher Runsthaus wedt momentan eine statt= liche Rollettion der "Neuen Rünftler= vereinigung München" unter den zahlreichen Besuchern Lachen, Spott und Sohn. Und doch geht von diesen auf den ersten Blid tomisch und bizarr anmutenden Gebilden vielfach eine padende Wirkung aus! Da sind Stude von einer Intensität der Farbe und lodernden Glut, die geradezu berauschen. Allen gemeinsam ist die inbrünstige Verehrung der Farbe und die Richtung aufs Stilisierende, großzügig Dekorative. Und sie alle liefern Produkte, die wie nichts anderes sich zu Borwürfen für die Glasma= lerei eignen. Das gilt in erster Linie von den farbenglühenden, an die Malereien auf Mumienfärgen erinnernden Röpfen und Büsten Jawlenstys ("Im Turban", "Geheimnis") und den großzügigen Land= schaften Adolf Erbslöhs. Die Bersuche des diesem verwandten Ranoldt haben noch allzusehr den Charafter stilisie= render Spielereien, und bereiten gleich den

hie und da älteren Borbildern angenähersten Landschaften Mogilewskys und den unerquicklichen figürlichen Arbeiten Barsrera=Bossis wenig Freude. Dagegen wird niemand den schönen Linienfluß auf den phantastischen Kompositionen von Bechtejeffs und die gewinnende Einschheit und Klarheit der Pierre Gisreudscheit und Klarheit der Pierre Gisreudschen Berückenden Farbenglut Masrianna von Wereftins ("Styr", "Segelboot", "Abendfest") — zweifellos der stärksten Potenz dieser seltsamen Malersgilde — entziehen wird.

In überraschendem Kontrast zu ihrer "neuen" exotischen, zeigt die "alte" Kunst Münchens, vertreten durch den Künstler= bund "Banern", beinahe fonventionelles Gepräge. Es finden sich da Bildnisse und Rompositionen von Carl Blos und Schuster = Woldan, die bei allen ihnen nicht abzusprechenden Qualitäten mit "moderner" Kunst nichts zu schaffen haben. Andere, wie Carl Marr, bei dem ein ge= wisser französischer Einfluß sich geltend macht, - der weibliche Att "Frühling" erin= nert mich start an ein kongruentes Stud im Luxembourg (oder sah ich's in London?) — Rudolf Sied (mit flaren, sonnigen Beduten) und Frang Soch (mit zwei imposanten Gebirgslandschaften "Morgenfrühe im Vorfrühling" und "Morgennebel im Sochgebirge") halten sich vorsichtig auf der Grenzscheide zwischen solider alter und erzentrischer neuer Kunst, wie sie etwa in den vier Sebastianen des von den beiden landsmännischen Künftlervereinigungen unabhängig sich präsentierenden Münchners Albert Weisgerber und in einigen seiner Impressionen ihren Niederschlag gefunden hat. Im Porträt, das er mit virtuosem Können meistert, sowie in der licht= vollen Landschaft und im weiblichen Aft nach Manetschem Vorbild, gibt sich der Künstler übrigens kaum viel ungebärdiger, als der elegante Ernst Liebermann in seinen stimmungs- und geschmackvollen, sließend heruntergemalten Interieurs von spezifisch münchnerischem Einschlag und der neoimpressionistisch angehauchte Charles Palmie in seinen verschleierten duftigen Landschaften . . .

Ungetrübte Freude bereiten wieder einige kleine Sächelchen des Berners Feuzin ihrer sonnigen Berklärtheit und Frische, und nachhaltigen Genuß empfängt man von den in Zeichnung und Formgebung so bestimmten, das Typische so virtuos heraussgestaltenden graphischen Arbeiten des besrühmten Paul Gaugin. Dr. S. Markus

Berichtigung. In Seft 5 des VI. Jahr= gangs Ihrer Zeitschrift erhebt herr Dr. S. Markus unter der Rubrik "Vom Hottinger Lesezirkel" gegen das Zürcher Stadttheater einen Borwurf, der der Wirklichkeit gegenüber nicht standhält. Im Anschluß an die im Stadttheater abgehaltene Kleistfeier des Lesezirkels bemerkt er: "Daß das Zürcher Theater sich zu seiner (Kleists) Ehrung von einer Drittperson - eben dem Lesezirkel bedienen ließ, ohne irgendwie den Bersuch zu machen, aus eigener Initiative, durch Aufführung eines bisher bei uns noch nicht gespielten oder lange nicht mehr gegebenen ("Prinz von Homburg") Werkes des Dichters seinen Tribut zu zollen, ist wahrlich kein Ruhmesblatt in seiner Ge= schichte."

Nur im Vorbeigehen sei bemerkt, daß der "Prinz von Homburg" zum letztenmal vor zwei Jahren, mit Kainz in der Titel=rolle, gegeben wurde.

Was nun eine Kleistfeier des Stadtstheaters betrifft, so ist es selbstverständlich, daß eine solche von allem Anfang an, schon im Sommer 1911 bei Aufstellung des alls

gemeinen Repertoire=Plans, vorgesehen war; nach reiflichster Erwägung wurde da= für "Der zerbrochene Krug" in Aussicht ge= nommen. Als dann auch der Lesezirkel sei= nerseits der Verwirklichung einer auch von ihm geplanten Kleistfeier näher trat, ge= schah, was schon wiederholt geschehen ist: er sette sich mit dem Theater in Berbindung, und das Ergebnis war, daß er für die Erst= aufführung des "Zerbrochenen Kruges" das Theater mietete und den Bertrieb der Bil= lette, in erster Linie unter seinen zahlrei= chen Mitgliedern, übernahm. Natürlich stellte er auch den Festredner in der Person des Herrn Leo Greiner. Dem Theater hin= wiedrum war infolge dieser Abmachung für die Erstaufführung ein volles haus und da= mit die unerläglichste Bedingung für einen festlichen Charakter der Vorstellung ge= sichert.

Natürlich waren es nicht — wie Ihr Herr Rezensent schreibt — "Mitglieder des Stadttheaters, unter Direktor Reuders umssichtiger Regie", die das Werk im Auftrag des Lesezirkels zur Darstellung brachten und von letzterm dem Theater zur Verfügung gestellt wurden, sondern es war ganz einsich das Ensemble des Stadttheaters, und die Vereinbarung zwischen der Verwaltung des letztern und der Leitung des Lesezirskels war für die Künstler gänzlich belangslos. Dies erhellt auch schon daraus, daß nach dieser ersten, der Festaufführung, das Stück ohne weiteres in das Repertoire des Theaters überging.

Erwägungen fünstlerischer und finanzieller Ökonomie haben die besreundeten Inzstitute des Lesezirkels und des Theaters — wie übrigens schon ost — zu einem beiden Teilen frommenden Zusammenwirken gestührt; damit fällt die ebenso gewundene als gehässige Auslegung des Herrn Dr. Markus dahin.